

DIE SÜNDEN



DES SENATORS

Eine Kriminalnovelle
von
Tedje Wind

Die Handlung

Im Swimming Pool hinter seinem Haus wird Franz Möller, Senatspräsident und Elferrats-Vorsitzender der Grossen Karnevalsgesellschaft tot aufgefunden. Alles sieht nach einem Unfall infolge übermäßigen Alkoholgenusses aus. Aber eine Reihe von Ungereimtheiten machen Kriminalkommissar Fischer, der den Todesfall untersucht, stutzig. Mutmaßungen und Gerüchte machen in dem kleinen Ort Grönroda am Rande des Bergischen Landes die Runde. Von „Fehlritten“ des Senators ist die Rede – und ganz offensichtlich hatte sich Franz Möller auf dem Weg nach oben nicht nur Freunde gemacht. Hinter einer gutbürgerlichen Fassade tun sich Abgründe auf. Auch die Untersuchungen der Gerichtsmediziner fördern merkwürdige Phänomene zu Tage...Selbstverständlich sind Handlung und Personen frei erfunden, Ähnlichkeiten mit wirklichen Begebenheiten und lebenden oder bereits verstorbenen Personen sind daher rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Der Autor

Tedje Wind wurde 1952 in Husum als einziger Sohn des Krabbenfischers Harm – Krischan Wind und seiner Frau Meta geboren. Nach dem Besuch der Hauke-Haien-Hauptschule durchlief er eine Ausbildung zum Krabbenfischer, um dereinst den väterlichen Kutter übernehmen zu können. Schon in frühester Jugend begann er, die ihn umgebende Landschaft und die von ihr geprägten Menschen unter Einbeziehung folkloristischer Elemente in kleinen Geschichten zu beschreiben. Diese Gewohnheit behielt er auch nach seiner Umsiedlung von der Küste ins tiefe Binnenland bei. Als führender Vertreter des Absurden Realismus (oder Realen Absurdismus) konzentriert er seine einfühlsamen Erinnerungs- und Rückschau-erzählungen stets darauf, sozialtypische Konflikte der handelnden Personen zu entwickeln und Handlungsmuster und gesellschaftliche Befangenheit seiner Personen deutlich zu machen.

I.

Iris Stör – Johansen fühlte sich an eine Szene aus dem Film „Der Name der Rose“ erinnert, als sie den dickem Mann im Wasser treiben sah. Dem konnte kein Arzt mehr helfen. So wie der aussah, hatte er schon einige Stunden leblos in seinem Pool gelegen, bläulich – blass und aufgedunsen, so dass er noch speckiger wirkte als gewöhnlich, wenn er in kurzer Hose und nacktem Oberkörper seinen Rasen mähte oder eben dann und wann wie ein Walross ein paar Bahnen durch seinen Pool pflügte.

Der Anruf der Zentrale hatte sie unterwegs erreicht – auf dem Rückweg von einem anderen Notfalleinsatz. Nur zufällig hatte sie Dienst an diesem Montagmorgen, hatte mit einem Kollegen getauscht. Und dann diese Mitteilung: Notfall in Grönroda, Schwedenweg 5 bei Möller. Das war ihr Nachbar. Was um alles in der Welt mochte da geschehen sein?

Im Schwedenweg 5 stand die Haustür weit auf. Offenbar waren schon andere am Ort des Unglücks eingetroffen. „Hallo“ rief sie, als sie den Flur betrat und vorsichtig auf die gläserne Wohnzimmertür zuing. Durch die Scheiben sah sie Doro, die Nachbarin im Garten mit Hubert Schlosser, einem Freund ihres Mannes, heftig gestikulierend. Schlosser stocherte mit einem Brett im Pool herum, und als Iris näher trat sah sie den leblosen Franz Möller mit weit aufgerissenen Augen und Mund im Wasser treiben, knapp unterhalb der Oberfläche. „Komm, hilf uns, wir müssen ihn rausziehen“, sagte Doro angestrengt. „Habt ihr die Polizei gerufen?“, fragte Iris, die sich an den Beckenrand gekniet hatte, um einen Arm von Franz zu erwischen, während Schlosser den Körper mit dem Brett an die Seite zu schieben versuchte. „Polizei“, fragte Doro zurück, „daran hab’ ich gar nicht gedacht. Ich hab’ erst einmal den Hubert angerufen, der ist ja bei der Feuerwehr, und dann den Notarzt!“

„Wir brauchen noch jemanden, um den Franz raus zu ziehen. So krieje ich däm nidd jepackt“, meinte nun Schlosser resignierend. „Es muss jemand in den Pool, um dä an et Ufer zu schieben un en mit rausheben, dat wir ziehen können. Es dä Härry denn nidd im Haus?“ „Richtig, Härry“, sagte Doro ganz erstaunt. „Der schläft bestimmt noch, den han ich ganz verjessen“, fügte sie hinzu, während sie sich schon Richtung Haus in Bewegung setzte, um ihren Sohn Heribert,

genannt Härry, zu holen, der ihrer Vermutung zufolge in seinem Zimmer im Obergeschoss noch in Morpheus Armen ruhte, obwohl es inzwischen 11 Uhr geworden war.

Wenig später kam Härry, immer noch ein wenig schlaftrunken auf die Terrasse. Erst der Anblick seines wie eine tote Seekuh im Wasser dümpelnden Ahnherren ließ ihn plötzlich hellwach werden. „Um Himmels Willen“, rief er entsetzt, „holt den doch da raus!“ „Härry, Du musst da rein und uns den Vater entgegen schieben, dass wir den rausziehen können“, sagte Schlosser. „Wieso ich?“, wollte Härry erstaunt wissen. „Glaubst Du ich hab’ Lust dazu, jetzt in dat Becken zu steigen?“

„Aber wir müssen den Pappa doch da rausholen“, versuchte Doro zu beschwichtigen, „so hilf uns doch mal!“ Doch Härry war bereits zur Garage gegangen, aus der er mit einem Rechen zurückkam. „Du machst mit dem Brett Wellen“, sagte er zu Schlosser, „und ich versuch’, den Pappa an den Haken zu nehmen. Es doch eine prima Idee!“ Und tatsächlich glitt der Körper, von den Wellen getrieben, dem Beckenrand entgegen, und mit einem Zacken des Rechens erhaschte Härry die Bermuda Shorts, mit der Franz bekleidet war, um ihn an die Vorderseite des Pools neben die Einstiegsleiter zu ziehen.

„Watt es dann heij loss“, hörten sie es in diesem Moment fragen. Hermann, ein immer präsenter Nachbar, stand hinter ihnen. „Die Tür stand weit auf und der Notarztwagen vor der Tür. Doa hab’ isch jedacht, isch moss ens luure, ob isch watt helfen kann“, sagte er unbekümmert. „Ja, komm’ her und hilf mit ziehen, aber pass auf, datte nidd selber reinfliechs“, sagte Härry angestrengt und drückte Hermann ein Bein seines Vaters in die Hand, während er das andere zu packen versuchte. „Zu - gleich“, sagte er, und auf sein Kommando hin versuchten sie, Franz aus dem Wasser zu hieven. Das erwies sich als nicht besonders leicht, denn Franz war von beträchtlicher Statur. „Dä es äwwel och deck“, stöhnte Hermann verzweifelt. „Doa sähse jett“, bestätigte Schlosser, „aber jetzt noch einmal. Kommando: Zu - gleich!“ Und so gelang es mit vereinten Kräften, den triefenden Franz auf dem hölzernen Absatz vor dem Becken zu deponieren.

Erleichtert wischten sich alle den Schweiß von der Stirn. „Dä es dued“, schnaufte Hermann mit Kennermiene, und zu Iris gewandt: „Doa brauch’se nix mehr ze maache! Isch brauch jetzt ersemal enne Schnaps.“ „Gute Idee“, meinte auch Schlosser. „Will sonst noch

jemand einen?“, fragte Doro, während sie schon ins Haus ging. Nur Iris lehnte ab. Schließlich befand sie sich im Dienst. Noch ein wenig zittrig sagte man sich auf diesen Schrecken hin „Prösterchen“ und bestätigte sich, dass man so etwas ja Gott sei Dank nicht alle Tage erlebe, während Iris damit begann, den Toten oberflächlich in Augenschein zu nehmen. Der Leichnam wies keinerlei äußere Verletzungen auf, nichts, was auf Gewaltanwendung hindeutete. „Wie kam der eigentlich da rein, was ist genau passiert?“, fragte sie.

Ratlos zog Doro die Schultern hoch. „Ich weiß et nidd!“ „Ja, aber wer hat ihn denn gefunden, verdammt noch mal?“, bohrte Iris ungeduldig weiter. „Heute Vormittag, so gegen viertel nach zehn, hat mich die aal Frau Schmitz in der Praxis angerufen. Sie hat vom Fenster aus gesehen, dass bei uns im Schwimmbad einer liegt, der sähe wie tot aus, bewegte sich nicht. Ich hab’ zuerst versucht, den Härry zu erreichen, aber der es’ nidd an et Telefon jejangen, weil er noch jeschlafen hat.“ „Isch han et nidd jehürt“, warf Härry mißmutig ein. „Es ja och ejahl. Jedenfalls bin ich aus der Praxis nach Hause und hab’ dä Franz hier jefunden. Dann han ich dä Hubert anjerufen, weil dä ja Kommandant der Feuerwehr es’. Und den Notarzt, weil ich ja nidd wissen konnt’, datt dä Franz schon dued es.“

„Ja, aber, wie in drei Teufels Namen konnte das passieren? War erkrank? Hatte er Anzeichen von Bluthochdruck, Zucker oder was immer man zu haben pflegt, wenn man so dick ist?“, forschte Iris weiter.

„Soweit ich weiß, nein“, antwortete Doro nachdenklich. „Gut, er war übergewichtig, aber richtige Krankheitssymptome – nein, die sind mir nicht bekannt. Schließlich ist er ja eben auch erst 50 geworden“, fügte sie nachdrücklich hinzu.

Zur Klärung der Vorgeschichte konnte wenigstens Hubert Schlosser einen bedeutsamen Hinweis geben: „Wir haben gestern Abend noch zusammen gegessen. Vielleicht es Franz danach noch ins Wasser jejangen un dabei es et dann passiert“, vermutete er. „Aber Genaues wissen Sie nicht?“, fragte Doris nach. „Nä, isch bin joa jejangen, weil isch jenuch hatte un noch nach Hause fahren musste, aber dä Hermann und dä Rudi, Rudi Voltike, die waren noch länger da. Un dä Schorsch Meisel, dä woar och noch da!“

Gemessen an der Zahl der leeren Flaschen, die jetzt noch auf und neben dem Tisch auf der überdachten Terrasse standen, mochte es für alle zu einigen Grad Promille gereicht, dachte Iris bei sich. Die Gefäß erweiternde Wirkung des Alkohols und dann ein Sprung ins nächtlich kalte Wasser – das könnte es gewesen sein. Ihre Überlegungen wurden von Hermann unterbrochen: „Ja, isch woar noch watt länger doa“, sinnierte er vor sich hin, „aber isch moss injeschloafe sin am Desch, weil als isch wach jewoarde bin, war niemand mehr doa on ze drenke joav et och nix mier. Doa bin isch nach Huus jejange on han jeschloafe. De Tür han isch hier aber zu jemacht!“

„Dat war auch sicher richtich su, mit 83 braucht mer ja singe Schloaf“, warf Doro ein. „So wie es aussieht“, kam Iris jetzt wieder auf die Ursache ihres Beisammenseins zurück, „dürfte Franz nach reichlichem Alkoholgenuss noch ins Wasser gegangen sein und einen Herzschlag, Infarkt, Schlaganfall oder was immer erlitten haben. Genaueres und den Promillegrad wird man bei der Autopsie feststellen. Auf jeden Fall müssen wir die Polizei benachrichtigen“, sagte sie bestimmt. „Ich kann hier nichts mehr tun!“, fügte sie hinzu, während sie sich schon zum Gehen wandte.

„Polizei – Autopsie?“, rief Doro ihr zu. „Muss das sein?“ „Leider, aber ich denke, Du möchtest auch die genaue Todesursache wissen“, entgegnete Iris. „Die kann ich nicht so im Vorbeigehen feststellen, da lässt sich die Gerichtsmedizin nicht umgehen!“

„Aber ich will nicht, dass man meinen Mann aufschneidet und so“, sagte Doro abwehrend. „Nä, davon wird dä Doch auch nisch mehr lebendisch“, unterstützte Hermann sie. „Du hasset doch schon jesaacht: Enne Schlaach, als er midden in der Naacht noch innert Wasser jejangen es. Dann esset doch jut.“

„Mensch, jetzt seid doch mal vernünftig“, sagte Iris fast schon verzweifelt. „Hier liegt ein Unglücksfall mit Todesfolge vor. Da kann ich nicht einfach einen Totenschein ausstellen, als wär’ nix gewesen. Was glaubst Du, was Dir die Versicherung sagt. Ich nehme an, Franz hatte eine Lebensversicherung. Beim Unfalltod verdoppelt sich häufig die Versicherungssumme. Also wollen die wissen, wie kam es zu dem Ereignis, das den Versicherungsfall ausgelöst hat, und so weiter...“

„Auffet Jeld kümmt et mir doch jar nidd an.“, wandte Doro ein. „Aber wenn die an däm erömschneiden un esu, wie sieht dä dann nachher

aus. Watt sollen die Leute dann bei der Beerdigung denken, der Senat und alle. Und überhaupt Gerichtsmedizin: Da denken doch alle, dä wär ermordet worden, forschbar!“, fasste Doro noch einmal ihre Bedenken zusammen.

„Ach, dat es nidd esu schlimm. Die richten dä schon schön widder her, sollze mal sehen“, wusste Hermann. „doa süht dä uss wie neu. Dat machen die auch esu mit Unfallopfer, die schrecklich entstellt sind. Isch war mal auffener Beerdigung, wo die Frau vun enne Fründ van misch verbrannt woar, isch saach et Dir. Also wirklich, dat hatten die Doll jemacht. Die sah rischdisch jood uss!“

„Dat esset überhaupt“, meldete sich jetzt Härry zu Wort. „Wir lassen dä Pappa einäschern, dann hammer dat Problem nidd. Und bei der Beerdigung spielen die ‚Flegel‘ für dä Pappa. Dat wär doch doll!“

„Hört auf mit dä Quatsch“, unterbrach Doro energisch. „Wir holen jetzt die Polizei und ich ruf beim Richard Stahl in der Kratzenbuscher Stroaß an, dat die schon mal enne schöne Sarsch raussuchen. Wir können en joa nidd ewich doa liejen lassen.“

„Nä“, stimmte Hermann ihr zu, „vor allem nidd bei dem warmen Wetter. Doa fängt dä ahn ze stinken.“

II.

Die Nachricht von dem schrecklichen Ereignis im Schwedenweg verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Grönroda, vor allem seit Alessa Pfeifer nach dem Notarzwagen auch noch die Polizei bei ihren Nachbarn hatte vorfahren sehen. Zu allem Unglück war ihr sowohl von Garten als auch Balkon der direkte Einblick in das Möllersche Grundstück nicht möglich, aber der Drang, Neues zu erfahren, pflegte bei ihr stets zu siegen über die natürliche Hemmung, Grenzen des Anstandes und der Höflichkeit zu überschreiten.

„Ja, hier ist die Alessa, Deine Nachbarin“, sagte sie, als Dorothee Möller den Telefonhörer abnahm. „Entschuldige, dass ich störe. Ich will auch nicht neugierig erscheinen, aber bei Euch vor dem Haus steht der Notarzwagen und die Polizei – ist was passiert?“ Doro

wusste aus mehrjähriger Erfahrung, dass es besser sein würde, Alessas Erkenntnisdrang gleich zu befriedigen, auch wenn eine Dreistigkeit solchen Ausmaßes jegliches Einfühlungsvermögen vermissen ließ. Aber so war Alessa nun einmal, und geduldig setzte sie sich den Fragen ihrer stets wissbegierigen Nachbarin aus.

Von da aus nahm die Neuigkeit unmittelbar und unaufhaltsam ihren Weg. Schließlich war Franz Möller im Dorf kein Unbekannter. In den 50 er Jahren in der kleinen Gemeinde am Stadtrand von Köln geboren hatte er Wachsen und Veränderung des Ortes miterlebt und war im Laufe der Jahre selbst zu einem Faktor des lokalen Geschehens geworden.

Vor allem dem karnevalistischen Treiben galt sein Engagement, ja, sah man ihn im vollen Wuchs des Präsidenten auf dem Senatswagen durch die Scharen jubelnder Jecken fahren, leutselig nach allen Seiten winkend, konnte man sich des Eindruckes nicht erwehren, in dieser Leidenschaft habe er seine wahre irdische Bestimmung gefunden: sie passte zu ihm. Die Sinnenfreude stand ihm meist ins Gesicht geschrieben, selten war er um ein joviales Wort verlegen. Stets hatte er seine Verbindungen zu Nutz und Frommen der Grossen Karnevalsgesellschaft einzusetzen gewusst, ohne dabei den eigenen Vorteil aus den Augen zu verlieren. Mit der ihm eigenen Umgänglichkeit bewies er Organisationsvermögen und ausgeprägtes Talent zur Repräsentation.

So hatte er dann 1995 die höchsten Weihen erhalten, die der rheinische Karneval bereithält: Als Franz I. wurde er Prinz in einem Dreigestirn, dem neben ihm auch seine Freunde Schorsch Meisel als Bauer Georg und Michael Gruenberg als Jungfrau Michaela angehörten. Und auch als er so den Gipfel seiner karnevalistischen Karriere überschritten hatte, blieb er als Senatspräsident und Elferrats-Vorsitzender ein omnipräsenter Aktivposten seiner Karnevalsgesellschaft, dem diese Würden durchaus auch etwas wert waren.

Das Engagement des Familienoberhauptes brachte es mit sich, dass auch Doro und die Kinder fest in die Narrengesellschaft integriert waren. Schon seit Jahren zählten Sohn Härry und später auch der jüngere Frieder mit der Band „Die Flegel“ zum festen Aufgebot aller geselligen Zusammenkünfte der Karnevalisten, während Doro sich um die Förderung des tänzerischen Nachwuchses bemühte.

Der jähe Heimgang des prominenten Bürgers löste allerorten Betroffenheit im Dorf aus. „Mein Gott, der Franz – wie alt woar dä? 50 Jahre, es joa och kein Alter“, so hörte man es von vielen seiner Weggefährten. Und auch Doro konnte sich der Anteilnahme sicher sein, die in den Worten „die ärm Vrauw“ ihren konzentrierten Ausdruck fand. Aber neben dem lähmenden Entsetzen, das die Menschen erfasst hatte angesichts der Allgegenwart des Todes, gab es auch Mutmaßungen und Gerüchte. Mit der Ehe des Senators habe es nicht zum Besten gestanden, hieß es, von „Fehlritten“ war die Rede. Einige verwiesen auf die häufige Abwesenheit des Senators vom heimischen Herd, und andere warfen sogar Namen in die Debatte, hatten von handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen der betreffenden Person und dem angetrauten Eheweib des Senators gehört.

Spekulationen dieser Art machten natürlich auch vor Hauptkommissar Fischer nicht Halt, der beauftragt war, den Hergang des schrecklichen Geschehens zu untersuchen. Bereits wenige Minuten nach Iris Stör - Johansens Anruf war Fischer mit Hauptwachtmeisterin Brückner im Schwedenweg eingetroffen, einer Adresse, die ihnen durch regelmäßige Beschwerden missgünstiger Nachbarn wegen nächtlicher Ruhestörungen jeweils um Punkt 22 Uhr hinlänglich bekannt war.

„Frau Möller, es tut mir leid, dass wir diesmal in so einer ernsten Angelegenheit zu Ihnen kommen müssen, aber...“ „Lassen Se nur, tun Se, wat Se tun müssen!“, unterbrach Doro ihn, die inzwischen Anzeichen einer apathischen Abwesenheit ausgelöst hatte, die unfähig schien, irgendein Mitgefühl entgegenzunehmen, wie Fischer sofort begriff. „Frau Stör – Johansen hat mir schon berichtet, dass es sich wahrscheinlich um einen Unfall handelt. Offensichtlich hat ja Ihr Mann mit einigen seiner Freunde gestern Abend ordentlich gebechert, wenn ich das mal so salopp sagen darf. Ich will mir mal schnell den Unfallort und den Toten anschauen und hätte dann sicher noch einige Fragen.“

Doro führte die Polizisten durch den Wohnraum auf die Terrasse zum Rand des Pools, neben dem der Verblichene lag, während Hubert Schlosser, Hermann und Härry versuchten mit einem Schweizer Kirschwassers, das noch vom Abend zuvor auf dem Tisch stand, den durch das Erlebte flauen Magen vollends zu beruhigen.

Routiniert besah sich Fischer den Toten und den Ort des Geschehens. „Wir sollten die Nachbarn fragen. Es war zwar mitten in der Nacht, aber vielleicht hat ja doch einer etwas gesehen, ohne wirklich bemerkt zu haben, was vor sich geht“, meinte er beiläufig. „Wir müssen den Toten in die Pathologie schaffen lassen. Rufen Sie doch mal an, Frau Brückner.“ Und zu Siggi gewandt fuhr er fort: „Ich nehme an, Sie waren gestern Abend schon im Bett, als das Unglück geschah?“, was Doro bestätigte. Ja, sagte sie, im Gegensatz zu ihrem Mann hätte sie am Montag einen arbeitsreichen Tag vor sich gehabt, was sich mit alkoholischen Ausschweifungen nicht hätte vereinbaren lassen. Aber über den Verlauf des Abends könnten ja die beteiligten Herren Auskunft geben. Ein Teil sei ja anwesend.

Was die Aussagefähigkeit der anwesenden Herren anging, hatte Fischer allerdings so seine Zweifel, weswegen er sich deren Befragung zu einem späteren Zeitpunkt vorbehielt. „Und heute früh, als Sie aufgestanden sind, haben Sie nicht bemerkt, dass Ihr Mann nicht da ist?“ fragte Fischer. „Wissen Sie, jeder von uns hatte sein eigenes Schlafzimmer – weil mein Mann so extrem schnarcht“, fügte Doro zur Erklärung hinzu. „Und im Garten bin ich nicht gewesen, bevor ich aus dem Haus ging. Nicht einmal im Wohnzimmer, da ich nur schnell in der Küche gefrühstückt habe. Und dann rief mich eben die Frau Schmitz von nebenan in der Praxis an.“ „Und dann sind Sie nach Hause...“ „Ja, und dann hab’ ich eben im Wasser jefunden.“

„Warum haben Sie uns dann nicht gleich angerufen?“, fragte Fischer ein wenig erstaunt. Doro schrieb das ihrer Aufregung zu: „Ich dachte, ich muss den Franz da erst mal rausholen und in meiner Not hab’ ich dann den Hubert, Hubert Schlosser von der Feuerwehr angerufen – und den Notarzt.“, sagte sie.

„Frau Möller, ich muss mich hier gleich bei den Nachbarn erkundigen, ob vielleicht jemand etwas Ungewöhnliches während der Nacht gehört oder gesehen hat. Sie werden das verstehen. Meine Kollegin wird sich die Namen derjenigen notieren, die gestern Abend hier waren. Die werden wir zu einem späteren Zeitpunkt befragen. Ihren Mann müssen wir zunächst in die Gerichtsmedizin bringen lassen“, erklärte er. „Das ist leider unumgänglich.“

„Muss das wirklich sein, Herr Fischer?“, fragte Doro fast schon ein wenig verzweifelt. „Ich meine, es ist doch ziemlich offensichtlich, was hier geschehen ist. Wozu also noch eine Obduktion?“

„Ich kann ja verstehen, Frau Möller, dass es die Angehörigen schaudert beim Gedanken an eine Leichenöffnung, aber wir müssen Klarheit über die Todesursache haben, und ich denke, das wollen sie auch“, gab Fischer zu bedenken. „Sie werden rechtzeitig von uns hören“, sagte er, während er ihr kräftig und aufmunternd die Hand schüttelte. „Ade auch die Herren“, grüßte er freundlich zum Tisch herüber, an dem Hubert, Harry und Hermann gerade die wichtige Frage erörterten, wer denn nun nach Franzens frühzeitigem Hinscheiden die Lücke füllen werde, die der Senator in den Reihen der Großen Karnevalsgesellschaft hinterlassen hätte.

„Wo fangen wir an?“, fragte Fischer die Hauptwachtmeisterin, als sie vor der Tür standen. „Am besten wohl bei der Frau Schmitz, die den Toten entdeckt hat. Lassen Sie uns gleich mal rübergehen.“

III.

Die alte Frau Schmitz hatte die Vorgänge im Nachbargarten selbstverständlich aufmerksam verfolgt. Sie schauderte bei dem Gedanken, dass ihr langjähriger Nachbar die ganze Nacht tot in seinem Pool gelegen hatte – unmittelbar unter ihrem Schlafzimmerfenster. Nur, zum Hergang des Unglücks konnte sie nichts sagen. Sie hatte – was sollte man anders erwarten – geschlafen. „un da hab’ isch immer dat Rollo runter“, betonte sie, „dat die misch hier nidd rinnluure künne.“

„Auch nichts gehört, irgendwelche Geräusche“, hakte Fischer nach. Aber auch hier Fehlanzeige, nichts.

Ein wenig enttäuscht ging Fischer hinüber zu dem Haus auf der anderen Seite des Möllerschen Grundstücks, dessen Bewohner sich als Thermidor Knox vorstellte. Zwar hatte Knox noch von seinem Küchenfenster aus registriert, dass „da drüben auf der Terrasse Betrieb war“, aber das sei ja nicht ungewöhnlich in dieser Jahreszeit. Wer und wie lange, das konnte aber auch Knox nicht sagen. „Erstens kann ich es ohne Brille nicht sehen, zweitens saßen die oft da und drittens lege ich mich nicht auf die Lauer“, erklärte Knox.

„Aber es muss doch laut sein, wenn die da drüben besoffen rumkrakeelen“, meinte Fischer.

„Die haben aber nicht rumkrakeelt. Sicher hört man manchmal Stimmen oder Gelächter, aber sonst eher harmlos“, antwortete Knox.

„Und zwischen 1 Uhr und 2 Uhr, ist Ihnen da etwas aufgefallen?“, erkundigte sich Fischer, schon in der sicheren Erwartung, auch hier nichts Sachdienliches zu erfahren.

„Nein, leider kann ich Ihnen auch hier nicht helfen. Da habe ich geschlafen. Aber bisweilen habe ich schon bemerkt, dass Franz Möller oder seine Jungs spät abends noch einmal in den Pool gegangen sind, das wäre also insofern nichts Ungewöhnliches“. Bedauernd zog Knox die Schultern hoch.

Missmutig verabschiedete sich Fischer und ging zu seinem Auto zurück. Dort wartete er geduldig auf die Petra Brückner, die ihre Erkundigungen im Schwedenweg Nr. 9 machen wollte.

Fischer dachte nach. Was hätte man anderes erwarten können. Natürlich schliefen die meisten Menschen um diese Zeit. Nach Hilfe gerufen hatte Franz Möller aber demzufolge auch nicht. Wahrscheinlich also ein Sekudentod, blitzschnell. Das sprach gegen ein Fremdverschulden.

So wenig erfolgreich, wie seine Befragungen geendet hatten, so ergiebig hatte die Quelle gesprudelt, aus der seine Kollegin ihre Informationen gesammelt hatte. Erschöpft sank sie in den Autositz: „Mein Gott, was ist das für eine Sabbelschnüss“, erzählte sie, „ich konnte nicht einmal Zwischenfragen anbringen. Ein Wortschwall – ohne Punkt und Komma. Aber interessant. Ich bin jetzt über alle Einzelheiten des Familienlebens bei Möllers informiert. Ich sage Ihnen: Abgründe tun sich auf, Herr Kollege!“

„Wie das?“, fragte Fischer höchst interessiert.

„Nun, Möller hatte eine Freundin und Doro Möller hat ihren Mann aufgefordert auszuziehen. Das hat er aber abgelehnt. Jetzt wohnt sie in der Einliegerwohnung. Außerdem muss sie wohl der Geliebten eine runtergehauen haben!“

„Sehr aufschlussreich“, stöhnte Fischer, „aber doch wohl eher der Kategorie Klatsch und Tratsch zuzuordnen. Das bringt uns fürs erste leider nicht sehr viel weiter.“

IV.

Hauptwachtmeisterin Andrea Bruckner reichte Fischer das Telefon: „Die Gerichtsmedizin, der alte Zitterrochen persönlich“, sagte sie in Anspielung auf gewisse gesundheitliche Einschränkungen, die es höchst sinnvoll machten, dass Professor Drechsler nur bei toten Kunden das Messer anlegte.

„Fischer hier“, meldete sich der Kommissar mit einer Bestimmtheit, die seinem Gesprächspartner mit Sicherheit zumindest für einen Moment ruhig stehen ließ. „Guten Tag, Herr Professor Drechsler! Ich habe schon sehnsüchtig auf Ihren Anruf gewartet.“

„Ja. Drechsler hier“, hörte er es am anderen Ende der Leitung. „Ich habe die Ergebnisse im Fall Möller. Meinen Bericht erhalten Sie dann nächste Woche, aber meine Schreibkraft hat Urlaub. Deshalb vorab einige Informationen mündlich.“

„Und was weiß die Wissenschaft zu berichten?“, fragte Fischer gespannt.

„Tja, zunächst einmal: Der hatte ganz ordentlich getankt, bevor ihn der Tod ereilte. 2,88 Promille haben wir errechnet. Bedenkt man den langen Zeitraum und das Körpergewicht des Toten, dann haben die kräftig gezech.“

„Was ist mit der Todesursache?“, fragte Fischer.

„Wir gehen davon aus, dass er erhitzt von den Anstrengungen des Herrenabends und nach – wie gesagt – massivem Alkoholkonsum das getan hat, wovor Ärzte und Bademeister immer warnen, nämlich ins kalte Wasser gegangen ist, das höchstens 18 Grad gehabt haben dürfte. Das war’s dann! Vulgo: Herzschlag infolge des Schocks!“

„Ein Fremdverschulden wäre also auszuschließen?“, hakte Fischer nach.

„Das kann man so apodiktisch nicht sagen. Wir wissen ja nicht, ob er freiwillig ins Wasser gegangen ist. Denkbar wäre ja durchaus, dass ihn einer seiner Saufkumpane vom Beckenrand ins Wasser geschubst hat. Wir haben leichte Druckstellen an den Oberarmen und sehr

oberflächliche Abschürfungen an den Unterschenkeln gefunden, wissen allerdings nicht, wann er sich die zugezogen hat.“

„Das hieße aber doch, dass mindestens eine zweite Person anwesend gewesen sein muss, als Möller starb.“

Drechsler zögerte. „Wie gesagt, wir wissen nicht, ob dies überhaupt mit seinem Tod in einem Zusammenhang steht. Der Tod dürfte übrigens nach unseren Berechnungen zwischen 1 Uhr und 2 Uhr eingetreten sein. Genauer lässt sich das wegen der Außentemperatur und der Wassertemperatur nicht sagen.“

„Also plötzlicher Herztod“, resümierte Fischer.

„Ja, es kommt noch eins hinzu. Das ist wirklich kurios“. Drechsler wurde geheimnisvoll: „Bei der Untersuchung des Leichnams haben wir eine massive Erektion festgestellt. Ein Priapismus – postmortal! Wahnsinn! Wir haben dafür keine Erklärung!“

Fischer war verblüfft: „Eine Erektion – nach dem Tod und im kalten Wasser?“, fragte er ungläubig.

„Ja“, bestätigte Drechsler. „Ich sagte ja, wir haben dafür keine Erklärung. Das überschreitet die Grenzen der Medizin, das ist Metaphysik. Eine solche Kasuistik habe ich noch nirgendwo beschrieben gefunden. Wir dachten zunächst, es handele sich um die bislang unbekannte Nebenwirkung eines PDE - 5 - Hemmers, ...“

Fischer stutzte: „Eines was?“

„Eines Phosphodiesterase 5 Hemmers, für den Laien: Viagra® oder ähnliche Präparate. Wir nahmen an, der hätte sich bis in die Haarspitzen damit voll gepumpt wie einst Christoph Daum mit Koks. Aber Fehlanzeige, jedenfalls nicht akut. Als wir der Sache auf den Grund gegangen sind, haben wir schon festgestellt, dass er offensichtlich regelmäßig Cialis® in größeren Konzentrationen eingenommen haben muss. Aber die letzte Applikation dürfte zwei oder drei Tage vor seinem Tod gelegen haben.“

„Das passt!“, meinte Fischer. „Da war er auf einer Dienstreise.“

„Sehen Sie, ein Kräfte zehrender Einsatz für die Firma, da braucht man eine gewisse Stärkung. Aber Scherz beiseite: Wir stehen vor einem Rätsel. Wie konnte die Erektion – sie sei ihm ja gegönnt – über den Tod hinaus anhalten, noch dazu in dem kalten Wasser. Unglaublich, aber so sind die harten Fakten!“ meinte Drechsler anerkennend.

„Sie sagen es, Professore“, sagte Fischer. „Was machen wir jetzt!“

Da wollte sich Drechsler nicht festlegen. Inoffiziell, so sagte er verschwörerisch, abseits der medizinischen Wissenschaft habe er einen Tip: „Sie haben doch sicher auch schon hin und wieder in einem Kriminalfilm gesehen, dass das Opfer mit letzter Kraft und oft auch mit dem eigenen Blut den Namen des Täters an die Wand schreibt oder zumindest einen Hinweis darauf. Vielleicht wollte uns der Tote auf seine Weise – denn schreiben konnte er ja im Wasser nicht, womit auch – die Spur zeigen: Die Lösung liegt im Unterleib!“

„Lieber Herr Drechsler, das meinen Sie doch wohl nicht ernst?“, stammelte Fischer verwirrt.

„Wer weiß? Ist denn immer alles logisch in der Natur? Nun gut. Meine nächste Leiche wartet. Wenn Sie was Neues wissen, rufen Sie mich doch einfach an. Der Phall interessiert mich außerordentlich!“

Fischer strich sich durchs Haar. Das durfte doch alles nicht wahr sein.

V.

Nach einigem Nachdenken entschloss sich Fischer, Doro Möller über das Ergebnis der gerichtsmedizinischen Untersuchung zu unterrichten. Er hatte Glück. „Ich bin heut’ Mittag zu Haus“, sagte sie, als er sie in ihrer Physiotherapie - Praxis anrief. „Mittwochs hab’ et namittachs immer zu.“

Fischer hatte alle Mühe, seine Überraschung zu verbergen, als die trauernde Witwe ihm jetzt strohblond entgegentrat. Ein bisschen unpassend, Typ und Alter nicht angemessen, dachte er sich. Aber das ginge ihn ja wohl herzlich wenig an.

„Kommen Sie rein, Herr Fischer“, begrüßte sie ihn freundlich. „Lassen Sie uns auf die Terrasse gehen, man muss die schönen Tage ja ausnutzen. Mögen Sie auch einen Schluck Wein? Ach so, ich verstehe, natürlich, der Dienst!“, sagte sie, als er anhub abzulehnen. „Wenn ich aus der Praxis komme, dann brauch’ ich erst mal ’nen Schluck – zur Entspannung und ’ne Zigarette.“, fuhr sie fort, während sie tief inhalierte und den Rauch durch die Nase wieder ausblies. Zufrieden ließ sie sich in einen Sessel fallen. „Was haben Sie denn rausgefunden?“

Fischer räusperte sich. Er hatte lange nachgedacht, wie er der Witwe die pikanten Details möglichst unverfänglich und diplomatisch beibringen würde.

„Es war wohl ein Herzschlag. Als er spät am Abend noch ins kalte Wasser gegangen ist, war das wohl neben dem vielen Alkohol zu viel für den Organismus. Immerhin hatte er fast drei Promille, genauer gesagt 2,88. Das ist schon eine ganze Menge.“

„Et kütt wie et kütt. Bislang woar et immer joot jejange. Die Herren hatten ja auch ganz schön zugelangt – wie Sie selber sehen konnten. Und mein Mann brachte et ja schon fertich, nach solchen Gelagen zur Erfrischung noch mal in den Pool zu springen“, stellte Doro fest.

„Ja, aber unsere Experten sind sich nicht sicher, ob er freiwillig rein gesprungen ist oder rein geschubst wurde. Immerhin schließen sie eine solche Möglichkeit nicht aus, aber von den anderen Herren erinnert sich ja keiner, und die waren ja – nach eigenem Bekunden – bis auf Preuss alle schon weg...“, betonte Fischer bedeutungsvoll. Aber Doros Antwort enttäuschte ihn ein wenig.

„Dat wundert misch nidd, dat die alle einen Filmriss hatten nach dem Rausch!“, meinte sie nur.

„Um so bedauerlicher, dass auch Sie nichts bemerkt haben“, seufzte Fischer.

Doro zuckte mit den Achseln: „Wenn ich schlaf’, dann schlaf’ ich. So spannend finde ich et nidd, wenn mein Mann mit seinen Kumpanen auf der Terrasse rumsäuft. Ich brauch’ meinen Schlaf, wenn ich am nächsten Morgen in die Praxis muss.“

„Das verstehe ich ja alles, aber lieber wäre es mir natürlich, jemand könnte mir bei der Aufklärung der Vorgänge helfen. Die Befragung der Nachbarn, die das Grundstück gut einsehen können, hat ja - zumindest in dieser Hinsicht – auch nicht allzu viel ergeben.“

Fischer schob die innere Resignation beiseite. Was nun kam, erforderte seine volle Konzentration. „Wussten Sie“, hob er an, „dass Ihr Mann Stärkungsmittel nahm, Frau Möller?“

„Wie meinen Sie das?“, fragte Doro, Doch ein wenig überrascht. „Doppelherz oder Viagra?“

„Also nicht direkt Viagra®, aber Cialis®, das ist so etwas Ähnliches. Er muss, wenn auch nicht an dem betreffenden Abend, so doch vor zwei, drei Tage davor eine ordentliche Dosis geschluckt haben.“

„För misch nidd!“, stellte Doro kategorisch fest. „Er war in der betreffenden Woche ja unterwegs. Vielleicht hatte er da ein anstrengendes Abendprogramm.“

„Das heißt, Sie, ähh“, stammelte Fischer.

„Isch bin doch nidd blind, lieber Herr Fischer. Wenn der unterwegs war – und er war oft unterwegs, dann war doch ‚Hoch die Tassen‘. Der es doch mit seinen Kunden, Absatzförderung nennt man so etwas, ständig durch die Puffs gezogen. Glauben Sie, der hätte draußen gewartet, bis die mit ihrer Nummer fertig sind?“

Fischer war platt. „Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit“, gestand er verblüfft. „Ach hören Sie auf“, winkte Doro ab, während sie ihr Weinglas auffüllte. „Isch muss mal eben ’ne neue Flasche holen!“

Als sie zurückkam, schien es Fischer an der Zeit, sie mit dem interessantesten Detail des Untersuchungsergebnisses vertraut zu machen. „Ich weiß nicht so recht, wie ich es Ihnen sagen soll“, setzte er an, „aber die Gerichtsmediziner haben am Leichnam Ihres Mannes eine massive Verhärtung des Gliedes festgestellt, eine Dauererektion, vielleicht einen Priapismus.“

„Vielleicht hat er sich schon vorgestellt, wie er im Himmel dem erstbesten Engelchen unter dem Hemd jreift.“ lautete Doros einfache Erklärung.

Fischer fehlten zunächst die Worte. Dann sagte er: „Ja, vielleicht. Dieser Umstand, diese Besonderheit ließ uns übrigens vermuten, er hätte vor seinem Tod größere Mengen Stärkungsmittel eingenommen, aber Fehlanzeige, jedenfalls was den betreffenden Tag angeht.“

„Sie verlangen Doch jetzt hoffentlich keine Erklärung von mir?“ wollte Doro wissen.

Fischer schüttelte den Kopf. „Keineswegs!“, sagte er. „Aber gerade bei einer so intimen Problematik gibt es ja manchmal Aspekte, die uns einfach nicht einphallen. Tja, physiologisch jedenfalls ein Phänomen!“

„Wie ein Phänomen? Das kleine Ding Doch nidd!“, protestierte Doro.

„Nein, die Tatsache, dass er nach seinem Tod noch so eine ausdauernde Erektion hatte!“ fügte Fischer zur Erklärung hinzu.

„Ich werd’ ihn und sein Phänomen einäschern lassen, dann hat er sich zu früh gefreut mit seinem Papyrus“. Sie schien zufrieden bei diesem Gedanken und nahm noch einen Schluck Wein.

Fischer musste lachen. „Baah, watt ham Se für ’ne fiese Charakter, Frau Möller, kann ich da nur mit Paul Henkels sagen. Ich muss weg. Wir sehen uns sicher noch.“

Fischer stand auf. „Bemühen Sie sich nicht, ich finde schon raus“, sagte er, als er merkte, dass Doro nach dem Weingenuss der vergangenen halben Stunde Schwierigkeiten hatte, aus dem Sessel zu kommen. Er war mit dem Ergebnis seines Besuches durchaus zufrieden. Hinter Möllers Tod schien doch mehr zu stecken als zunächst anzunehmen war. Er ertappte sich sogar bei dem Gedanken, dass an Drechslers metaphysischen Deutungsversuchen etwas Wahres dran sein könnte. „Die Sünden des Senators“, er schmunzelte vor sich hin, so hatten sie in der Schule Doch immer den Titel einer Novelle von Theodor Storm verballhornt. Auf die Ereignisse von Grönroda hätte er, wie es schien, gepasst.

VI.

Einer Beisetzung stand nichts mehr im Wege, als der Leichnam kurz nach Abschluss der Untersuchungen freigegeben wurde. Die Organisation des feierlichen Zeremoniells lag in den bewährten Händen des ortsansässigen Institutes Stahl & Söhne, das in der Kratzenbuscher Straße, relativ nahe beim Möllerschen Wohnhaus seinen Sitz hatte.

Natürlich wollten die Hinterbliebenen an nichts sparen, so wie es in ihrem Haus Sitte war und der Würde des Heimgegangenen auch angemessen war. Denn eines war klar: Die Beisetzung musste ein Event der Premiumklasse werden und all jenen den Wind aus den Segeln nehmen, die hässliche Gerüchte über das Familienleben des Verstorbenen ausstreuten. Dieser Gedanke hatte Doro Möller sogar dazu bewogen, zu einer dem Anlass entsprechenden, dezenteren Haarfarbe zurückzukehren.

Mit einigem Abstand zu den Geschehnissen hatte sich Doro auch zu einer Erdbestattung entschlossen, die sich im Gegensatz zu der zunächst angedrohten Kremierung würdevoller gestalten ließ und damit Franzens Rang in der lokalen Hierarchie ohne Zweifel eher anstand.

Dieser wurde auch deutlich in Vielzahl und Größe der Anzeigen, die anlässlich seines überraschenden Ablebens im Regionalblatt, dem „Kölner Stadt-Anzeiger“, geschaltet wurden. Auf einer Doppelseite dokumentierten Familie, Verwandte, Freunde, Kollegen, Senat und Karnevalsgesellschaft ihre tiefe Bestürzung über den Tod des geschätzten Verstorbenen.

Voller Stolz registrierten die Hinterbliebenen das kolossale Ausmaß der öffentlichen Anteilnahme, denn ein Teil der Wertschätzung galt zweifellos auch ihnen. Sie selbst hatten natürlich ebenso hinsichtlich Größe der Anzeige und der Formulierung der Abschiedsworte keinen Aufwand gescheut:

Gott, dem Herren, so hieß es dort, habe es in seinem unergründlichen Ratschluss gefallen, den guten Vater und lieben Ehemann Franz Möller zu sich in sein ewiges Reich zu holen.

Eingeweihte, die mit den näheren Umständen seines Ablebens vertraut waren – und das waren nahezu alle im Dorf - hielten das für reichlich übertrieben, ja an den Haaren herbeigezogen. Schließlich hatte nicht Gott, der Herr, die vielen Flaschen aus dem Keller geholt und anschließend den „guten Ehemann“ ins Wasser geschubst. Die Schandmäuler fanden aber Trost bei dem Gedanken, dass der kleine Sinnspruch, oben rechts in der Ecke der Anzeige, „Und ob ich schon wandert’ im finsternen Tal...“ die amourösen Gewohnheiten des Verblichenen schon wesentlich präziser wiedergab, und man spekulierte belustigt darüber, wen alles er wohl mit seinem „Stecken und Stab“ getröstet habe, wie es an gleicher Stelle im Psalm 23 heißt.

Auch Betriebsrat und Firmenvorstand der Leuther & Maier AG, in deren Diensten Franz Möller seit vielen Jahren stand, hatten – entsprechend der Bedeutung des Unternehmens – auf einer halbseitigen Anzeige die Wertschätzung für ihre ehemalige Führungskraft dokumentiert, der – wie es hieß – wegen seiner geselligen und umgänglichen Art von allen Kolleginnen und Kollegen geschätzt wurde.

Die kleine Kirche von St. Vitus war überfüllt, als man Abschied nahm von Franz Möller. Kaum einer von Rang, der sich bei diesem Ereignis nicht zeigen wollte. Der Senat der Großen Karnevalsgesellschaft von Grönroda hatte zu Ehren des Verblichenen das Prunkornat angelegt, die scharlachroten Jacketts mit dem gelben Schal, weißes Hemd und schwarze Fliege, Orden und Ehrenzeichen nicht zu vergessen - und zum Zeichen der Trauer den schwarzen Flor an der Narrenkappe. Abordnungen anderer Karnevalsgesellschaften bezeugten mit ihrer Anwesenheit das ehrende Andenken an Franz Möllers Wirken im Sinne der gesamten närrischen Zunft, das Spuren hinterlassen hatte weit über die engen Grenzen seiner Heimatgemeinde hinaus.

Und inmitten all der Menschen, flankiert von den Mitgliedern der Dreigestirne von 1995 und 2003, lag aufgebahrt Franz Möller in einem prunkvollen Eichensarg, wie wenn er vom Senatswagen aus noch einmal in die Menge grüßen würde. Ihn hatte man zu diesem Anlass noch einmal in sein Prinzenkostüm von 1995 gezwängt, die aufgelassenen Nähte sorgsam mit weißem Samt kaschiert. Rot und Weiß der Blumenschmuck – in den Farben der KG.

Hubert Hansen, der Pfarrer von St. Vitus, ließ sich von seiner eigenen Ergriffenheit ein wenig forttragen, rang ersichtlich um jene Worte, die

doch Trauer, Trost und Hoffnung zugleich ausdrücken wollten. „Franz Möller“, so begann er viel sagend, „wurde aus unseren Reihen gerissen – mitten im prallen Leben. Der nun in unserem Herren ruhende Franz Möller war ein Mensch, der stets eingedenk der Würde seiner Stellung und des wohl erworbenen Ansehens seiner Voreltern“- und hierbei sah er zu Franz Möller senior und seiner Frau Hertha in der ersten Reihe hinunter – „mit einem offenen Herzen für seine Vaterstadt und ihre Menschen durchs Leben schritt.“

Und Hansen ließ, wie er formulierte, das Leben unseres lieben Franz Möller noch einmal Revue passieren, erinnerte an die markanten Stationen eines bewegten Lebens: die behütete Kindheit im Grünroda der 50er Jahre, den Schulabschluss, die kaufmännische Lehre, die Eheschließung mit Dorothee Huth, „seiner geliebten Doro“ – bei diesen Worten ruhten des Pfarrers gütige Augen für einen Moment auf der in tiefes Schwarz gehüllten, verschleierten Witwe in der 1. Reihe - , die Kinder Heribert, genannt Härry, und Frieder – auch sie streifte sein tröstender Blick - , und dann im Zenit des Lebens 1995 die Wahl zum Prinzen, zweifellos der Höhepunkt einer beispiellosen Karriere.

„Der Karneval – das war seine Passion. Das war sein Leben, seine Herausforderung und seine Aufgabe, die er mit großem Ernst anging. Hier war er Mensch – hier konnt’ er’s sein, möchte ich in Anlehnung an den großen deutschen Dichter Goethe sagen“, deklamierte Hansen mit gesteigertem Tempo. „Mensch sein – ja das wollte er. Menschlich sein! Und wie menschlich er war, das wissen viele, die seiner Zuwendung teilhaftig wurden“, eine Formulierung, die nicht nur Doro Möller - Huth aus ihren Gedanken riss, sondern auch Daniela Bach meinte, hinter dieser Bemerkung, honi soit qui mal y pense, eine unziemliche Andeutung auf allzu Menschliches vermuten zu müssen.

Aber Hansen hatte längst das Thema Menschliches und allzu Menschliches im Leben von Franz Möller weiterentwickelt. „Drenk doch eene met“, sagte er schwungsvoll, „das war sein Lebensmotto. Dem ist er treu geblieben – bis zuletzt!“ Bei diesen Worten konnte sich Rudi Voltike der Tränen nicht mehr erwehren. Zu sehr musste er an den überaus leckeren, körperreichen Weißburgunder aus dem Wallis denken, der sicherlich auch sündhaft teuer war, dem sie – getreu dem Lebensmotto des verstorbenen Freundes – an jenem letzten Abend so überaus reichlich zugesprochen hatten. „Bis zuletzt“, dachte er und musste erneut zum Taschentuch greifen.

Als Voltike sich von seinem depressiven Schub erholt hatte, war Hansen längst bei einem anderen Thema angelangt, nämlich der Frage: Was machte Franz Möller so besonders, was unterschied ihn von anderen? „Die Frage stellen, heißt sie beantworten“, führte Hansen aus. „Schon die Umstände seines tragischen Todes beantworten sie. Er war ein Mensch, wie ich und du. Doch dann war seinem irdischen Dasein ein viel zu frühes Ende gesetzt. Fast möchte man mit dem großen deutschen Dichter Schiller sagen: ‚Rasch tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Frist gegeben, es stürzt ihn mitten in der Bahn, es reißt ihn fort vom vollen Leben. Bereit oder nicht, zu gehen, er muss vor seinem Richter stehen!‘ Gott sei seiner Seele gnädig! Amen!“

Erschöpft von seiner emphatischen Rede ließ Hansen den Kopf auf die Brust sinken, wartete eine Weile, um seine Worte wirken zu lassen. Und das taten sie auch. „Voll war er ja wohl, als es ihn aus dem Leben gerissen hat, und im übrigen oft und reichlich“, dachte sich Doro. „Da hat dä Schiller schon Recht jehaat. Und wenn er vor seinem Richter steht, da freu’ ich mich schon drauf!“ Daniela hingegen musste wehmutsvoll an jenes volle Leben denken, das sich zwischen ihr und Franz abspielte, wenn seine Frau ihn auf einer Dienstreise vermutete. Schade eigentlich, dass das nun vorbei war. Und dann fiel sie ein in das Gebet, mit dem die Gemeinde um eine gnädige Aufnahme der Seele des Verstorbenen im Himmel bat.

Vier Pferde zogen den repräsentativen Kutschwagen, auf dem Franz den letzten, kurzen Weg von St. Vitus zum nahe gelegenen Bergfriedhof zurücklegte. Hinter den nächsten Angehörigen hatten Senat und Dreigestirne Aufstellung genommen, dahinter folgte – wie Doro erfreut registrierte – eine Trauergemeinde, wie sie Grönroda seit langem nicht mehr gesehen hatte.

Die wenigen Meter zur letzten Ruhestätte trugen einige Freunde aus dem Senat den Sarg. Dann ergriff Pfarrer Hansen noch einmal das Wort zu einem mahnenden Gebet. Und während der Sarg bereits langsam herabgelassen wurde, spielten die „Flegel“ jenes Lied, das Franz stets zu seinen liebsten gezählt hatte: „Do sulls minge Engel sing“, ein Titel, mit dem es die Gruppe immer zu einem 4. Platz in der 7. Vorausscheidung der Närrischen Hitparade des WDR gebracht hatte.

Ein Wettbewerb übrigens, den die jungen Leute mit ihrem Mentor Franz Möller generalstabsmäßig vorbereitet hatten. Zwei Lifekonzerte in der örtlichen Mehrzweckhalle mit Plakatierung an jeder Bushaltestelle, aber leider vermochte das Publikum des WDR in seiner kollektiven Verblendung nicht, die besondere Qualität dieses Beitrages zu erkennen. Wie dem auch sei, das Lied rührte die Herzen der gesamten Trauergemeinde, und einige begannen sogar, sanft mitzuschunkeln.

„Do sulls minge Engel sing...Ob es wohl der Engel ist, dem er unverzüglich unter das Hemd greifen würde?“ Kommissar Fischer musste lächeln, als er an Doros Kommentar zur späten Dauererektion des Verstorbenen dachte. Wie die das sperrige Ding wohl in die enge Prinzenhose gekriegt haben, überlegte er sich. Erstaunlich! Sah wahrscheinlich aus, wie Nurejew mit seiner Hasenpfote, malte er sich das Bild amüsiert aus.

Die Zeremonie strebte nun ihrem Höhepunkt zu. Getreu dem Lebensmotto des Dahingegangenen „Drenk doch eene met“ schoben sich die Witwe und ihre Söhne mit Kränzen voll „Pfaffenkölsch“ durch die Reihen, das Freunde vom Senat routiniert in die Gläser laufen ließen. Und statt ein wenig Erde oder Blumen ins Grab zu werfen durfte jeder der Trauergäste ein Gläschen vom Lieblingskölsch des teuren Toten auf dessen himmlisches Wohlergehen leeren. Dann erschallte auf dem Friedhof ein letztes Mal zu seinen Ehren der fast schon trotzig Ruf: „Franz Möller – Alaaf! * Dreijestirn – Alaaf ! * Grönroda – Allaf!“, und einer, der den Ernst des Zeremoniells nicht begriffen hatte, rief: „Eine Rakete! – Kommando eins: an die Gewehre!“, was ihm aber nur ein peinliches Schweigen der Gemeinde eintrug. Dann ging man zum Leichenschmaus in die Ratsschenke, zum Kantner, wie man für gewöhnlich im Ort sagte.

Das anschließende Gelage wäre nicht weiter erwähnenswert, wenn es dort nicht zu einem bedauerlichen Zwischenfall gekommen wäre, der der Würde des Ereignisses vollkommen unangemessen war. Zu vorgerückter Stunde, als sie ihren Kummer über den Tod des langjährigen Freundes schon reichlich in Kölsch ertränkt hatte, befand Daniela Bach, dass es nun wohl an der Zeit sei, den alten Hader zu begraben, der seine Ursache in dem bedauerlichen Umstand hatte, dass ihr Geliebter nicht ihr, sondern Doro Möller angetraut war, was bei einem früheren Aufeinandertreffen schon zu handgreiflichen Auseinandersetzungen geführt hatte. Andererseits verbanden sie mit

Doro die gemeinsamen Stunden in der Damengruppe der Großen Karnevalsgesellschaft. Wozu also die alte Rivalität weiter pflegen, wenn das Objekt des gemeinsamen Begehrens statt zwischen ihren Schenkeln nun in geweihter Erde ruhte? Soviel pragmatisches Denken aber lag Doro Möller - Huth, fern, zumindest an diesem Abend.

Daniela hatte ihren ganzen Mut zusammengenommen, als sie Doro auf dem Weg zur Damentoilette entgegentrat. „Jetzt', wu dä Franz dued es, menze nidd, werr sullde ons werr verdrare?“, fragte sie arglos und in bester Absicht. Doro hatte sich, anders als in früheren Konfliktfällen, trotz immensen Alkoholgenusses in der Gewalt: „Hartmut“, rief sie dem Wirt zu, „ein Taxi! Die Dame will gehen!“

VII.

Einige Tage danach, kratzte sich Kommissar Fischer nachdenklich am Kopf. Ihm gegenüber saß seine Kollegin, Hauptwachtmeisterin Petra Brückner.

„Ich wollte mit Ihnen noch einmal den Fall Möller durchgehen, bevor ich meinen Abschlussbericht schreibe, liebe Kollegin.“, eröffnete er das Gespräch. „Es sieht ja wirklich alles nach einem nächtlichen Badeunfall aus. Was mich stört sind nur die Druckstellen, an den Oberarmen des Toten und die Abschürfungen an den Unterschenkeln. Andererseits müssen die nicht mit seinem Tod zusammenhängen. Und warum sollte auch jemand seinem Ableben nachgeholfen haben?“

„Das denke ich auch. Ein Motiv hätte vielleicht die Ehefrau. Eifersucht! Immerhin soll es ja schon zu handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Damen gekommen sein, wie mir zumindest Frau Pfeifer, die Nachbarin berichtete. Zudem soll Frau Möller ihren Gatten auch aufgefordert haben, Haus und Hof zu räumen, nachdem sein Verhältnis mit Daniela Bach offenkundig geworden war, was er aber nicht tat. Also, das könnte doch für ein Motiv durchaus reichen.“

„Sie schien mir aber ernsthaft überrascht vom Tod ihres Mannes. Zudem: Natürlich muss man das Motiv erwägen, aber deswegen bringt sie ihn Doch nicht gleich um - mitten auf dem Präsentierteller, im Garten, der von einer Reihe Nachbarn aus bestens einzusehen ist. Wie hätte sie es auch tun sollen – alleine?“

Ein Argument, das Petra Brückner nicht gelten ließ. „Im Rausch der Sinne und des Alkohols ist vieles möglich“, sagte sie, „und nicht alles ist logisch. Schließlich hätten ihr die Söhne helfen können, die vom Zerfall des Familienlebens ja auch betroffen sind. Oder auch, um in den Besitz des Erbes zu gelangen. Das ist ja immer ein prima Motiv.“

„Das ist mir zu theoretisch“, brummte Fischer unzufrieden. „Wie gesagt: Vielleicht sind das ja Motive, aber die hätten für eine solche Tat doch eine günstigere Gelegenheit abwarten können. Unabsichtlich ausgelöster Schuss beim Reinigen einer Jagdwaffe, zum Beispiel. Die sind keine Jäger, na gut! Aber selbst wenn – theoretisch – aus dem Motiv ein Tatvorsatz resultiert hätte – hätten sie es dann auch wirklich gemacht? Apropos machen, was machen die beiden Buben des Verstorbenen denn eigentlich?“

„Der jüngere, Frieder, geht wohl noch zur Schule. Der ältere, Härry, macht nix!“

„Wie nix?“, fragte Fischer erstaunt.

„Naja, soweit ich von Frau Pfeifer in Erfahrung gebracht habe, hat er die Schule abgebrochen, nachdem man seine Begabung dort nicht hinreichend zu würdigen wusste. Dann wollte er wohl eine Berufsausbildung beginnen, was aber seinen Fähigkeiten wohl auch nicht so richtig entsprach. Ansonsten spielt er bei den „Flegeln“, das haben Sie ja selber gehört und gesehen. Allerdings scheint es um den Zusammenhalt dieser Truppe nicht zum Besten zu stehen – sagt Frau Pfeifer.“

„Trotz allem lassen sich weitere Ermittlungen kaum verantworten. Ich kann doch unsere Arbeit nicht auf Gerüchte und Nachbarschaftstratsch stützen. Als Möller starb, saß ja immerhin noch Hermann Preuss auf der Terrasse, zwar schlafend – wie er sagt – aber immerhin anwesend. Da würde doch niemand einen Mord begehen, Unsinn!“ Etwas ratlos zog Fischer die Schultern hoch.

„Sie wissen doch selbst, dass Täter nicht immer logisch handeln. Vor allem nicht bei solchen Unterleibsgeschichten und mit 2 Promille aufwärts“, wandte seine Kollegin ein.

„Natürlich haben Sie Recht, Frau Brückner. Wir wissen aber auch, dass Möller des Öfteren abends, manchmal auch sehr spät abends, noch in seinen Pool sprang. Warum sollte er das nicht an diesem schönen, warmen Abend – rotzbesoffen wie er war – auch getan haben. Der schnarchende Hermann Preuss dürfte ihn dabei wenig gestört haben, und die anderen waren ja nach ihren Aussagen schon weg.“ Fischer stutzte. „Was ist übrigens mit den anderen? Gibt es da Wissenswertes?“

„Allenfalls der Voltike käme für ein Motiv in Frage. Der war wohl – wie man im Dorf zu wissen glaubt – selbst scharf auf Möllers Geliebte, die im Übrigen – wenn man dem Gerede glauben darf – ziemlich großzügig in der Zuteilung ihrer Gunst gewesen sein soll. Da soll schon der ganze Senat zum Zuge gekommen sein, erzählt man, beziehungsweise Frau Pfeifer.“

„So viele sind das ja nicht im Senat“, warf Fischer ein.

Petra Brückner musste lachen: „Na, Sie haben Nerven. Aber um auf Voltike zurückzukommen: Nicht nur, dass er auf die Bach scharf war, ein anderer Grund könnte sein, dass Voltikes Frau dem Möller hin und wieder schöne Augen gemacht hat. Öffentlich! Und das sah er vermutlich nicht so gerne.“

„Was Sie so alles wissen, aber Sie haben ja auch vorzügliche Quellen“, sagte Fischer anerkennend. „Aber von Frau zu Frau erzählen sich solche Geschichten ja auch beträchtlich leichter.“

„Sie Spötter! Der Anlass war dienstlich – und es war Ihr Auftrag, den Hintergrund des Geschehens ein wenig auszuleuchten. Da kommt dann eben auch so was ans Licht“, wehrte sich die junge Polizistin. „Na, und interessant ist es doch allemal!“

„Das auf jeden Fall. Lieber aber wäre es mir, es würde uns in der Beurteilung des Falles weiterhelfen. Wie verstanden sich Möller und Voltike denn?“

„Nun, die dicke Freundschaft war es dem Vernehmen nach nicht.“

„Aber immerhin sofften sie doch zusammen“, wandte Fischer ein.

„Das war – wenn ich Frau Pfeifer Glauben schenken darf – sicher eher Zufall, weil Voltike ihm an dem Tag irgendetwas an seiner Unterwasser-Beleuchtung im Pool in Ordnung gebracht hat. Nachbarschaftshilfe, Sie verstehen! Ansonsten war Voltike, wie ich gehört habe, bei den allfälligen Gelegenheiten nie zugegen.“

Und so saßen sie und diskutierten, gingen Für und Wider der verschiedenen Hypothesen durch, ohne zu einem abschließenden Urteil zu gelangen, und wahrscheinlich würden sie heute noch diskutieren, wenn ihnen nicht der Zufall zu Hilfe gekommen wäre.

VIII.

Nach dem Tod seines Nachbarn hatte es Hermann Preuss für seine unabweisbare Kavalierspflcht gehalten, die Witwe zu trösten und die Lücke zu schließen, die der Verlust des Gatten in ihrem Leben hinterlassen hatte. Nach dem Tod seiner Frau hatte der 83jährige schon seit geraumer Zeit nach einer geeigneten Partnerin Ausschau gehalten. „Nicht nur für den Haushalt“, so hatte er seinen Skatbrüdern bedeutungsvoll bekundet, suche er „eine Frau zwischen 50 und 60“. Eine Eigenschaft, die Doro Möller – Huth ja durchaus erfüllte.

Hermann seinerseits war sich seiner Vorzüge sehr sicher. Als ehemaliger Schriftsetzer bezog er eine ansehnliche Rente, hatte es zu einem gepflegten Haus gebracht, in der Garage das Fahrzeug einer Nobelmarke, und trotz seiner 83 Jahre fühlte er sich noch „joot dobei“. Auch Doro gegenüber wies er nachdrücklich darauf hin, dass er selbstverständlich noch den Verpflichtungen, die das Eheleben so mit sich brachte, nachkommen könne.

Allein, Doros Verlangen, die Pflege eines Lustgreises zu übernehmen, hielt sich in Grenzen. Dagegen entwickelte sie einige Phantasie, um Hermanns Interesse in eine andere Richtung zu lenken. „Kauf Dir doch so'n Fräuken aus Thailand oder von den Philippinen“, legte sie ihm nahe. „Dat wär doch wat für Dich. Du hast doch jenuch Jeld. Und wenn Du mal nidd mehr biss, dann krischt die de Witwenrente von

Dir und dat Häuschen un kann sich noch mal wat Jüngerer suchen, da es die auch zufrieden.“ Ein Ratschlag, dessen Mangel an Takt und Einfühlungsvermögen und dessen Herzlosigkeit Hermann massiv empörten.

Aber nicht nur Hermanns Liebesangelegenheiten verliefen in jenen Tagen wenig zufrieden stellend. Auch Willi Panter, Hermanns Nachbar, der jüngst zum Witwer geworden war, hatte trotz hartnäckigen Werbens keinen Erfolg bei der Witwe Elfriede Himberg. Nachbarn konnten beobachten, wie er mit schöner Regelmäßigkeit in sündiger Begier durch die Toreinfahrt im Schwedenweg 2 huschte, gewissenhaft um sich schauend, ob er denn wohl gesehen worden sein könnte.

Der Tod Franz Möllers schien auch ihm nun eine Alternative zu eröffnen, aber bei diesem Schein, eher einem hoffnungslosen Schimmer, blieb es auch. Zudem wachte Hermann mit Argusaugen über die Vorgänge im Schwedenweg 5, den er als sein angestammtes Revier betrachtete. Daran ließ er auch gegenüber Willi Panter keinen Zweifel, und so kam es, wie es kommen musste: Die Herren gerieten in Streit und eine Männerfreundschaft endete eines Weibes wegen.

Beim Rasenmähen hatte Hermann bemerkt, dass Willi gerade dabei war, seinen Zaun zu streichen. Als er herüber ging, um seinem Freund und Nachbarn wieder einmal größere Zurückhaltung gegenüber Doro nahe zu legen, hielt auch Willi nicht mit seiner Meinung hinterm Berg: „Die Frau es doch vellze jung för Disch“, hatte er gesagt.

„Wie alt böß Do dann, Do Jeck?“, hatte Hermann zurückgefragt, und dann ergab ein Wort das andere.

„Isch well ja auch jar nix vun der!“

„Ach, on waröm böße dann emmer Blumen on esujett am Röwwerbrenge?“

„Dat donn isch doch jar nidd?“, zischte Willi.

„Isch seh' et doch genau vun mingem Fenster uss!“

„Suh, deese de Lück övverwaache? Hääse dä janzen Daach nix angers zom donn, als hingerm Fenster ze luure, Do Luusterfink?“

„Dä janzen Daach luure. Dat donn isch nidd. Awwel Do hääs dä janzen Daach nix anders zom donn als röwwer ze renne.“

„Die ärm Frau! Die häd och jett Besseres verdient wie Disch aalen Quaselmanes!“

„Isch ben noch joot dobei. Luur Disch doch ens an. Watt wullze dann in der Huchzichsnaachd maache? Halma speele, Do Möhnetrüüster?“

„Dat moss Do jrad saare. Isch kann noch jede Frau jlücklich machen, dat jlöavsse misch doch wall!“

„Dann söck Disch doför en angere. Die Doro kresse nidd. Do sorj isch für!“

„Dat jeht Disch jar nix an!“, schimpfte Willi wütend.

„Dat jeht misch jett an, denn isch han dä Franz överhaupt iersch ussem Wesch jeräumt!“

Willi glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. „Watt hääs Do?“, fragte er.

„Isch hand ä Franz ussem Wesch jeräumt, äwwel nidd för Disch!“, wiederholte Hermann mit Nachdruck.

„Verzäll doch nidd sunne Quatsch“, meinte Willi nur, aber Hermann hatte sich in Rage geredet. „Isch“, betonte er, „isch hannem in et Wasser jeworfen, jawoll, un dann esse jesturve. Su woar dat! Un doaröm krisch isch die Frau!“

„Do böß joa jeck!“, stellte Willi Panter einigermaßen fassungslos fest. „Komplett jeck!“ Dann kehrte er Hermann den Rücken zu und ging ins Haus.

Nachdem er sich ein wenig beruhigt und den Vorfall noch einmal durchdacht hatte, begann er zu ahnen, wie sich seine neuen Erkenntnisse verwerten ließen. Zunächst hatte er Hemmungen, schließlich kannte man sich seit mehr als 40 Jahren, hatte als Nachbarn schiedlich und friedlich zusammengelebt. Aber andererseits ging es hier um Mord – und Eifersucht!

So hatte er am Ende doch die Nummer der Polizei gewählt. Seinen Namen behielt er selbstverständlich für sich. „Dä Hermann Preuss woar et, dä hääd dä Franz Möller ömjebraachd“, flüsterte er verschwörerisch in die Muschel, so als ob ihn jemand belauschen könnte.

„Wer spricht da?“, fragte der Polizist am anderen Ende der Leitung. „Um Himmels Willen, so melden Sie sich doch!“ Doch Willi Panter wiederholte nur seine Botschaft: „Dä Hermann Preuss woar et, dä hääd dä Franz Möller ermordet!“ Dann legte er auf.

IX.

Als Hermann mit einem Korn seine Nerven beruhigt hatte, dämmerte es ihm, dass er einen riesigen Fehler begangen hatte. „Dat woar nidd jood“, sagte er sich. „wat sull isch jetz maache?“

Ohne Zweifel hatte Panter ihn in der Hand, würde ihn mit seinem Geständnis erpressen. Aber diesen Triumph wollte er seinem Rivalen nicht gönnen, soviel war klar.

Hauptwachtmeisterin Brückner staunte nicht schlecht, als Hermann wenig später die Polizeiwache Grönroda aufsuchte. „Herr Preuss“, sagte sie, „ich wollte gleich mit meinem Kollegen Fischer bei Ihnen vorbeischauen.“

„Aha“, meinte Hermann, „dann hääd dä all anjeroofe!“

„Wer hat angerufen, Herr Preuss?“, fragte Petra Brückner erstaunt.

„Dä Panter, hääd dä misch verroade?“

„Also, wir haben tatsächlich einen anonymen Anruf erhalten, ja. Aber wir wissen nicht, wer das war.“

„Dat woar dä Panter! Wat hääd dä verzällt?“, wollte Hermann wissen.

„Nun, er hat uns mitgeteilt, Sie hätten Franz Möller umgebracht“, erfuhr er.

Verlegen kratzte sich Hermann am Kopf. „Also, dat han isch auch jesaacht. Aber et stimmt doch esu nidd“, sagte er.

„Wissen Sie wat, Herr Preuss“, erwiderte Frau Brückner mit einer einladenden Geste, „vielleicht kommen Sie erst einmal hinter zu uns ins Büro, und wenn der Kommissar Fischer dann da ist, reden wir über alles.“

Als Fischer wenig später eintraf, plagten Hermann schwere Gewissensbisse. Er hatte sich ganz schön reingeritten, aber es würde sich nicht vermeiden lassen, die ganze Wahrheit zu sagen. Er dachte daran, mit welchen Methoden die Polizei ansonsten Aussagen aus Beschuldigten herausholte – das hatte er oft genug in einschlägigen Fernsehsendungen mitverfolgen können, und so beeilte er sich – als Fischer das Gespräch begann, zu betonen: „Se brauchen misch nidd ze schlaaren, isch saach auch alles.“

„Herr Preuss, Sie brauchen keine Angst zu haben, wir wollen uns hier nur ein wenig mit Ihnen unterhalten“, beruhigte ihn Fischer.

Hermann atmete auf: „Dann es et ja jood.“

Dann wurde Fischer formell: „Sie müssen nichts aussagen, Herr Preuss, was sie belasten könnte. Aber wenn Sie etwas sagen, kann das auch eventuell gegen Sie verwendet werden. Außerdem haben Sie das Recht, einen Anwalt einzuschalten! Haben Sie das verstanden?“

Hermann nickte. „Isch bruuk jinnen Anwalt. Isch wollt’ Ihnen bloß verzälle, wie dat an däm Ovend werklisch woar.“

„Dann schießen Sie mal los“, sagte Fischer, und das tat Hermann dann auch.

„Also“, sprach Hermann Preuss, „et woar esu: Weij, hat heijs dä Franz, dä Hubert, dä Rudi on isch on dä Schorsch Meisel weij han doa jett jesse on woaren am Schwade on jett am Drenke. Et moss so jejen eijn Uhr jewesen sein, doa woar werr ens nix zom Drenke doa.“

Weij han na dä Franz röwwerjeluurt, dat dä nojett huule sull, äwwel dä Franz woar am Schloafe, am Desch injeschloafe. Weij han dem jett jeschöddelt on jeroofe, äwwel dä woar su vull, dat dä dat nimmi jehüürt had. Dat kannze disch jar nidd fürstelle. Dä häd einfach bloß

jeschloafe. Doa säd dä Voltike för ons, also dä Schorsch un misch, dä Hubert woar all jejange: ‚Kumm, wer schmieten däm jett en dä Pool, sullze ens kieke, wie dä opwaacht vunn der Erfrischung.‘

Jetz moßte wer däm natürlisch en dä Pool eren krieje. Doa han isch die Schürreskaar jehollt, on dä Voltike un isch han dä Franz doa drenjedeut. Dat woar en Ärbitt, dat kannze disch jar nidd fürstelle, denn dä es joa schwoar. Dä Schorsch häd nidd jeholfe, dä kütt joa suwiesu kaum huech, su besoape wie dä woar un su deck wie dä es.

On dann hammer däm na dä Pool jefahre on däm doa drinnjekeppd. On wie dä doa drenfällt, doa zockt dä noch esu, reiß die Oogen opp on dä Monk, on dann häd dä opp ens nimmi jezockt. Isch sach för dä Voltike: ‚Öm Joddes Welle, wat es passiert? Isch jlöav, dä es dued. Weij mösse däm doa werr russhole. Dä Voltike woar aber der Meinung, wer sollten em drenloasse. Wenn dä dued wüür, würd et joa nix mier nötze däm russzeholle. On et wüür och jefährlich, weil dä Franz vielleicht an enem Stromschlach jesturve wüür, denn dä Voltike häd joa an dem Daach jett an dä Unterwasserbeleuchtung repariert, wat vielleicht nidd ganz discht wär, meinte dä Rudi. Könnst ja seijn. Käm ja vor.

On so es dä doa dren jeblivve bis zom Morje, wo wer en dan russjehollt han. Wie dat passiert war, send wer ganz stickum jejangen, dat nehmes jett hüürt, on dä Rest wissen Se ja.“

Fischer brachte zunächst kein Wort heraus, nachdem Hermann seinen Bericht beendet hatte. Dann sagte er nur: „So eine saublöde Idee, den da reinzuwerfen. Wie alt sind Sie denn eigentlich?“ „Isch ben 83“, gab Hermann treuherzig zu Protokoll. „Ach, das meinte ich doch gar nicht“, entgegnete Fischer verärgert. „Saufen sich die Hucke voll und machen dann so einen Unsinn. Durch Sie ist ein Mensch zu Tode gekommen!“

Hermann war die Situation sichtlich unangenehm. „Jetzt schimpfen se nidd, wer hannen et ja nidd mit Absicht jemachd.“ „Nein“, unterbrach Fischer ihn, „aber bei klarem Verstand hätten Sie wissen können, dass so etwas böse ausgehen kann, was es dann ja auch getan hat. Und anstatt dazu zu stehen, haben Sie uns Lügengeschichten erzählt. Gott sei Dank sind Sie ja jetzt endlich zu uns gekommen.“

„Moß isch jetz ennet Jefängnis?“, fragte Hermann. „Nein“, sagte Fischer jetzt schon fast ein wenig mitleidig, als er den alten Mann eingeschüchtert auf seinem Stuhl sitzen sah. „Wir machen jetzt ein Protokoll und dann knüpfe ich mir die anderen beiden Herren vor, vor allem den Voltike. Und was dann wird, entscheidet der Staatsanwalt. Wahrscheinlich wird man Sie nur wegen vorsätzlichen Vollrausches anklagen, da Sie ja vermutlich genauso viel gesoffen hatten wie Franz Möller und tatsächlich nicht mehr wussten, was Sie taten.“

Hermann atmete auf. „Ach, sulang et nidd levenslänglich es, jehd et ja noch“, sagte er. Fischer konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Der Kerl hatte Gottvertrauen!

Rudi Voltike und Schorsch Meisel bestätigten im Großen und Ganzen Hermanns Darstellung, nachdem Fischer sie mit dessen Geständnis konfrontiert hatte. Nun, da es auch für die Druckstellen an den Oberarmen des Opfers und die Abschürfungen an den Unterschenkeln logische Erklärungen gab, nämlich den Transport auf der Schubkarre, konnte Fischer seinen Abschlussbericht schreiben. Auch die Presse wurde unterrichtet, und so konnte man am folgenden Tag im „Kölner Stadt-Anzeiger“ lesen:

Todesfall aufgeklärt – Möller Opfer eines Dumme-Jungen-Streichs

Grönroda – Die Polizei konnte nun die Akten im Fall des kürzlich verstorbenen Senatspräsidenten und Elferratsvorsitzenden der Grossen Karnevalsgesellschaft von Grönroda, Franz Möller, schließen. Wie ein Behördensprecher gestern mitteilte, erlitt Möller einen Herzschlag, der durch einen Schock ausgelöst wurde. Der Herzstillstand trat ein, nachdem Freunde Möller in dessen Pool hinter seinem Haus im Schwedenweg geworfen hatten. Die Polizei geht davon aus, dass alle Beteiligten beträchtlich alkoholisiert waren. Bei Möller waren für den Zeitpunkt seines Todes 2,88 Promille errechnet worden. Lange Zeit hatten Möllers Zechgesellen den wahren Ablauf der Ereignisse verschwiegen. Jetzt legte einer der Beteiligten ein Geständnis ab, dessen Inhalt die anderen beiden Herren bestätigten.

Der Bericht sorgte natürlich noch einmal für Gesprächsstoff in der Gemeinde, der die amourösen Entwicklungen nach Franzens Tod nicht ganz verborgen geblieben waren. Auch Kommissar Fischer

besprach den Fall noch einmal mit dem Gerichtsmediziner Professor Drechsler, den er über den Hergang des Unglücks unterrichtet hatte.

„Wissen Sie“, sagte er ohne Umschweife, „als Sie neulich Ihre Vermutungen über die postmortale Erektion zum Besten gaben, da dachte ich: ‚Der spinnt, der Drechsler!‘ Aber so abwegig war das gar nicht. Im Hintergrund der Geschichte wurde ganz schön viel Unterleib sichtbar. Insofern war es wohl doch ein Fingerzeig des Opfers.“

„Sehen Sie!“, meinte Drechsler zufrieden. „Aber es war eben ein Hinweis mit dem elften Finger!“

Fischer lachte: „Etwas Anderes konnte man doch vom Vorsitzenden des Elferrates gar nicht erwarten!“

Ende des 1. Teils

Vorankündigung

Das Erbe des Senators

Nachdem die Ereignisse um den Tod ihres Gatten aufgeklärt sind, beschließt Doro Müller – Huth auf einer ausgedehnten Reise Abstand vom grausigen Geschehen zu suchen. Sie fliegt für einige Wochen ins südliche Afrika. Auf einer Urlaubsfarm verliebt sie sich in den jungen Farbigen Karlheinz, den sie kurz entschlossen mit in die kleine Stadt am Rande des Bergischen Landes bringt. Bei ihrer Rückkehr nach Grönroda nimmt das ganze Dorf lebhaften Anteil an Doros neuem Glück, das aber bald schon durch perfide Verfügungen im Testament des Senators getrübt wird...

Ausführlich demnächst auf dieser Web-Seite!